



Abend-

Zeitung.

103.

Dienstag, am 9. Juli 1833.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (2b. Heft).

### Quadagni.

(Aus ungedruckter Quelle.)

In Meisner's Biographie des unvergesslichen Kapellmeisters Raumann ist Th. 1 S. 242 nur mit wenig Worten von einem damals berühmten Sänger Quadagni in Padua die Rede, der besonders in London viel Aufsehen machte und an den Höfen zu Dresden, München und Mannheim in großem Ansehen gestanden zu haben scheint. Vergibens habe ich ihn in den Wörterbüchern von Brockhaus, Pierer, Schifner u. s. w. gesucht. Darum werden einige charakteristische Züge von ihm — geschöpft aus einem Wiener Briefe an Meisner vom 16. Juli 1803 — hier wohl nicht unwillkommen seyn.

Quadagni konnte die damals berühmte Sängerin de Amicis in Wien nicht leiden, weil sie, wie er in Erfahrung gebracht, über seine Bizarrerien, deren er allerdings viele und starke hatte, bei jeder Gelegenheit sich lustig machend, dennoch an ihn sich drängte. Rache dafür zu nehmen, lud sie Quadagni zu einem Tête-à-tête-diner ein, das, nebst einigen dazu angeschafften Utensilien, ihn gegen 100 Dukaten kostete. De Amicis war ganz bezaubert von dem Prunke und Gehalte des Gastmahls, ließ es sich trefflich schmecken, freute sich der Achtung, die ihr Quadagni auf so ausgezeichnete Art zollte und bedauerte am Ende der Mahlzeit, nebst freundlichstem Danke, daß der liberale Wirth so große Kosten aufgewendet.

Was meinen Sie wohl, Signora!“ fragte lächelnd Quadagni, „was mich das Diner gekostet?“

Signora schwieg.

„Werden Sie's glauben, Signora! 100 Dukaten. — So bewirthe ich bloß Leute, die ich nur ein Mal sehen will.“

Damit entließ Quadagni die ob Staunen und Aerger verstummende Signora.

Im Jahre 1773 lernte Quadagni den Musikdirector des Theaters an der Wien in Venedig kennen, und da er hörte, daß dieser gern unter dem berühmten Balotti in Padua studiren wollte, lud er, daselbst wohnhaft, ihn nicht nur zum nächsten Carnival 1774 nach Padua ein, sondern versprach ihm auch dort Kost und Wohnung. Der Geladene stellte sich ein und erhielt am ersten Tage ein fast zu frugales Mittagmal, nach diesem aber die Erklärung: daß Quadagni ihn dadurch zum immerwährenden Gaste stempeln wolle — indem er nur Leute, die er nie wieder bei sich sehen möge, kostbar bewirthe.

Quadagni war mit dem berühmten Piccini in London zerfallen, weil letzterer in einer seiner Opern für die Prima Donna eine brillantere Arie als für ihn geschrieben hatte. Dafür sich zu rächen, consultirte er einen der verschmitztesten Advokaten Englands darüber: „ob ein Sänger für seine Gage zu etwas

mehr verbunden sey als zu singen, singe er auch, daß das Publikum davon laufen möchte.“

Bekanntlich klebt man in England am Buchstaben. „Wenn“, sagte der Advokat, „in Ihrem Contracte bloß steht, daß und wie oft Sie singen sollen, aber nicht wie — so singen Sie ganz nach Belieben! Ich werde, kommt's zur Klage, Ihre Sache schon durchführen.“

Im Vertrauen darauf brachte es nun Quadagni bei der nächsten neuen Oper Piccini's durch seinen Vortrag der bedeutendsten Arien — indem er sie mehr herlallte als sang — dahin, daß die Oper förmlich durchfiel. Piccini, wüthend darüber, wollte Quadagni verklagen, ließ es aber, weil ihm das Urtheil des Advokaten desselben zu Ohren gekommen war.

Quadagni stand bei der Kurfürstin von Sachsen Maria Antonia (Mutter unsers verehrten Königs) so hoch in Gnaden, daß sie ihm ein Fortepiano von Spath in Regensburg — damals der berühmteste Meister dieser Art — nach Venedig zum Geschenke sandte. Von den daran befindlichen Zügen und Veränderungen hatten die Italiener noch keinen Begriff. Das ganze musikalische Venedig staunte und auch nicht einer seiner Meister verstand, das neue Instrument gehörig zu behandeln. Nur Quadagni brachte es unter Anleitung eines deutschen Clavierspielers durch ungeheuern Fleiß — denn er spielte fast Tag und Nacht — bald dahin, auf dem angestaunten Fortepiano sich hören lassen zu können. Die venetianischen Damen kamen fast gar nicht aus der Begeisterung über das „Wunderinstrument“, wie sie es nannten, und bestürmten Quadagni mit Fragen: „woher es sey? was es koste? wie man sich eins verschaffen könne?“ u. s. w.

Quadagni gab einen enormen Preis an und behauptete, „daß es einzig für Ihre Durchlaucht die Kurfürstin von Sachsen gebaut worden sey — wo? aber, und von wem? sey ihm unbekannt.“

Mißmuthig darüber wandten sich die Damen mit denselben Fragen nun an Raumann, der damals gerade in Venedig war und für das dortige Theater St. Benedetto eine Oper componiren wollte. Der ehrliche, Wahrheit liebende, nichts Böses ahnende Deutsche sagte unumwunden und in seiner geraden Art: „Dieses Instrument hat der geschickte Spath in Regensburg gebaut; es kostet 300 Thaler; dafür können Sie Exemplare zu Duzenden erhalten und zwar

durch mich, wenn Sie mit Aufträgen mich beehren wollen.“

Quadagni schäumte vor Wuth als er Kenntniß davon erhielt, schwur Raumann ewige Rache und brachte es auch sofort dahin, daß die Composition einer Oper, die Jener liefern sollte, dem Organisten der St. Markuskirche Bertoni übertragen ward \*) der — ein Tonsetzer ohne Feuer und Originalität — ein erbärmliches Werk lieferte, das, übermäßig bezahlt, nur ein Mal gegeben und dann beigelegt ward.

Abgerechnet diesen Streich, der Raumann allerdings empfindlich traf, verunglimpft ihn Quadagni auch sonst bei jeder Gelegenheit und sagte unter andern zähneknirschend zu dem oben erwähnten deutschen Clavierspieler: „Wie kann aber der Raumann ein so dummer undankbarer Mensch seyn, ein Geschenk seiner einzigen und größten Wohlthäterin im Werthe so herabzusetzen und sein Glück muthwillig mit Füßen zu treten! —

Quadagni's Benchmen gegen Piccini und Raumann schüchterte den nur erwähnten Fortepianospieler, der ganz in dessen Solde gestanden zu haben scheint, so ein, daß er alle Segel spannte, sich von ihm zu trennen, doch auf die glimpflichste Art, weil er fürchtete, daß ihn Quadagni an den Höfen zu Dresden, München und Mannheim verleumden möchte. Darum bat er ihn im Anfange des Jahres 1774 in den demüthigsten Ausdrücken um Erlaubniß zu einer Reise nach Rom.

„Was wollen Sie in Rom?“ fragte Quadagni entrüstet.

„In der Charwoche die capella papale hören.“

„Deshalb bedarf es keiner Reise nach Rom. Ich besitze die ganze Musik.“

\*) Meisner sagt in Raumann's Biographie I. 229: Letzterer sey im Spätherbst 1765 nach Venedig gekommen und habe nur deshalb dort keine Oper geschrieben, weil um diese Zeit schon alle bedeutende Opern für das nächste Carnival vergeben gewesen; die Composition einer Buffa aber, die er allenfalls noch habe erlangen können, habe ihn nicht angesprochen. Allein die wahre Ursache war, wie aus Obigem sich ergibt, Quadagni's Rache. Doch muß dieser sich bald wieder mit Raumann ausgeöhnt haben; denn späterhin wollte er nur unter der Bedingung auf dem Theater St. Benedetto auftreten, wenn Raumann die Oper setze, worin er singen solle.

Als aber der arme Deutsche bei seinem Wunsche beharrte, drohte Quadagni, ihm den Koffer nicht verabsolgen zu lassen und gab endlich nur auf das inständigste Bitten nach.

„Quadagni war — wie der hier benutzte Brief sagt — ein äußerst bizarrer Mensch, immer thätig und nie mittelmäßig wirkend. Durch seinen Einfluß nützte er entweder zum Erstaunen oder schadete schrecklich. Die Anekdoten, deren ich viele von ihm weiß, sind fast unglaublich.“

Schade, daß der Brieffsteller nicht mehr mitgetheilt hat.

Richard Ross.

### Polypen, Stacheln und Fuchsschwänze.

(Aus dem Gesellschaftleben.)

Man hört so oft aus vornehmen Munde mit sprödem Tone über verdiente Männer, deren wichtige Stelle nicht leicht zu besetzen seyn würde, das schiefblickende Urtheil: „Der Mann hat recht sein Glück gemacht! er hat großes Glück!“ Der Staat hat ein Glück mit ihm gemacht; — müßte es heißen. Aber es sagt jenes kühle Urtheil eigentlich nur mit andern Worten: „Diese einträgliche Stelle gebührt mir, der ich zu dem Stande gehöre, der gern ärntet, wo er nichts gesäet hat!“ —

Zu ärnten, wo man noch nicht gesäet hat, ist heut zu Tage die Lieblingneigung der Jugend, besonders der vornehmen. Um den Mangel soliden Bestrebens zu decken, corrigirt sie gern, ehe sie noch das geleistet hat, was man von ihr zu erwarten berechtigt ist. —

Die Geschichte von dem Splitter und dem Balken geht durch die ganze Welt. Täglich hört man in Gesellschaft (namentlich von Frauen), liest man in Zeitungen (welche wie die Frauen generis feminini sind) die vernünftigsten Tiraden und Ermahnungen zu Toleranz und Mäßigung, und vorher und hintennach reißen sie gelegentlich das Gute an Andern mit der Wurzel aus, stellen Alles auf die Spitze — schütten das gewaschene Kind mit dem Bade aus. —

Wie ist jedes tiefe, arglose, redliche Gemüth zu beklagen, das die Spitzruthen- und Spitzbubengassen des Neides, der Heuchelei, Falschheit, Leerheit, Absicht und Bosheit des sogenannten guten Tons durchlaufen muß! —

Diese Conversation ist ein lächerliches Gemisch von schönen Phrasen, glatten Worten, eitler Selbstgefälligkeit; wenn es hoch kommt, etwas Bücher- und Zeitungswisheit, mit an gelesenen oder an gehörtem Urtheile dritter in der ersten Person mit: „Ich habe gesagt!“ vorgetragen. Zwischendurch schwimmt ein ridicules Anekdotchen auf den lieben Nebenmenschen. In diesem faulig-süßen, von allen Farben matt schillernden Gewässer bespiegelt sich die Beckenwelt mit prahlerischer Affectation und selbstschänderischem Wohlgefallen. Denn nicht die Welt sehen sie in diesem schwankenden, von der Eitelkeit trübe angehauchten Spiegel, nur sich selbst erblicken sie darin, und halten ihr hin- und hergeschaukeltes, lächerlich verkräufeltes Bildchen für einen — *comme il faut!* —

Die Scheu vor Lächerlichkeit und die Sucht, Andere lächerlich zu machen, ist nirgend größer als in der sogenannten guten Gesellschaft, und sonderbar genug, nirgend ist auch das Lächerlichseyn häufiger, weil Neid, Eitelkeit und Seltenwollen so oft alles Wohlwollen, alle Vernunft und Besonnenheit ersükken. Erscheint jemand mit irgend einer Ungewöhnlichkeit des Benehmens oder des Anzugs, und wäre es der Geistvollste und Anständigste, so ist es als ob Satanas unter die Bergesener gefahren sey, entsetzt und selbstgefällig witzelnd stecken sie die Köpfe zusammen und stürzen, ohne sich vor denen zu schämen, welche ihnen vom trockenen Lande der Vernunft hohnlachend und verächtlich zusehen, in das Meer geistloser Blamage. —

### L i e b e.

Und wenn Du mich liebest,  
So lieb' ich ewig Dich;  
Und wenn Du mich verachtest,  
Ich liebe dennoch Dich.

Und wenn Du mir nicht dankest,  
Wenn ich Dich grüße fein;  
So thut's mir weh im Herzen,  
Doch bleibe ich d'rum Dein.

Und wenn mir Dein Verachten  
Dein Auge nicht verhehlt;  
So denk' ich: welch' ein Auge,  
Wenn Liebe es besielt.

Und wenn in Deinem Leben  
Dein Mund mich nie berührt;  
So will ich doch Dich küssen,  
Wenn man in's Grab Dich führt.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Der Roman beginnt mit der Jugendgeschichte Katharinens der Ersten, wie Peter sie während seiner Schwedenkriege in Liefland bei dem Prediger Glück findet, führt ihre späteren Begebenheiten in chronologischer Ordnung und geschichtlicher Treue fort, verknüpft mit ihnen die gleichzeitige Geschichte Lieflands, andere interessante Familienbegebenheiten der damaligen Epoche angehörender geschichtlich-merkwürdiger Personen, schildert uns Peter den Großen als ersten Umbildner und Aufklärer seines Reichs und dessen jeder Cultur noch ermangelnder Bewohner. Vor wenigen Tagen erschien ein zweiter geschichtlicher Roman von Hrn. von Nassalski, betitelt: Die schwarze Kiste, dessen Inhalt gleichfalls der Regierungsperiode Peter's des Großen entlehnt ist, Referenten aber noch nicht zu Gesicht kam.

Zu den sehr gut gelungenen Familien- oder Charakterromanen, in denen uns die Lebensweise und die Sitten mehrerer von uns bisher so gut wie gar nicht gekannten Volksstämme unseres großen Kaiserstaates mit sachkundigem Kennerblick vorgeführt werden, gehören vor anderen die der Herren von Begitschew, Pogorelsky und Kalaschnikow. Die Familie Holmski des ersten erzählt uns in 6 Bändchen in einem anziehenden gefälligen Style interessante Begebenheiten einiger russischen Edelfamilien und gibt uns mit ihnen einen richtigen und genügenden Ueberblick von der Lebensweise und den Sitten des russischen Adels der Vorzeit. Nur schade, daß der Verfasser seinen Roman durch 6 Bände durchführt! dadurch wird er dem Leser zu weiterschweifig und langweilig. Diesen Vorwurf kann man leider bis auf wenige Ausnahmen allen heutigen russischen Romanschreibern machen; keins ihrer Erzeugnisse erscheint unter weniger als 4 bis 6 Bänden. Hr. v. Perowski (unter dem fingirten Namen Pogorelski) beschreibt uns in seinem interessanten Romane: Die Klosterjungfrau (der aber mit seinem vor wenigen Tagen nach einer dreijährigen Unterbrechung erschienenen zweiten Bande noch nicht beendet ist), auf eine sehr belehrende und treffend wahre Weise die Bewohner Kleinrußlands, eines der merkwürdigsten unser kolossales Rußland bewohnenden Volksstämme, der sich in seinen Sitten und Lebensverhältnissen von den Bewohnern der großrussischen Provinzen scharf abzeichnet. Kalaschnikow hat sich durch zwei in der neuesten Zeit geschriebenen Romane: Der nach Sibirien verwiesene Kaufmann Scholobow und seine Tochter, in 4 Theilen, und die Kamtschadaln in eben so vielen Theilen als ein talentvoller Romandichter und Volksfittenschilderer bewährt. Wir haben in dieser Beziehung von seiner Feder noch manches für die nächste Zukunft zu erwarten. Im ersten Romane erzählt er uns wie jemand, der seinen Gegenstand durch lange vertraute Bekanntschaft genau und richtig erkannt hat, die Lebensweise unserer sibirischen Verbannten; im zweiten die der Kamtschadalen, zur Zeit, wo Rußland sich diese Halbinsel unterwarf.

Durch leichte kleine Erzählungen, im anmuthigen Gewande vorgetragen, theils dem wirklichen Leben, theils der Dichtung entlehnt, haben sich in neuer

Zeit vor anderen ausgezeichnet: die Herren Alexander Bestuschew, Pogodin, Karthof und Polomon; doch vor allen gebührt in dieser Beziehung die Anerkennung klassischen Werthes dem Erstgenannten. Der frühere Marine-Offizier Alex. v. Bestuschew, vielseitig gebildet und mit vortrefflichen literarischen Talenten begabt, ward bekanntlich im Jahre 1825 hochverrätherischer Umtriebe wegen mit einer Menge anderer Individuen des Adels und Ranges verlustig erklärt, auf Zwangsarbeiten nach Sibirien geschickt, jedoch später durch die hohe Gnade des Kaisers dieser Bestimmung entzogen, als Soldat dem abgesonderten kaukasischen Armeecorps einverleibt, wobei ihm die Hoffnung bleibt, sich bei untadelhafter Aufführung und durch Auszeichnung wieder empordienen zu können. In diesem Verhältniß steht er noch jetzt. Seine Erzählungen und Geschichten, in welchen man den talentvollen Verfasser nicht unter seinem wahren, sondern unter dem angenommenen Namen Marlikki kennen lernt, schrieb er größtentheils während seiner Verbannung. Zu Anfange gegenwärtigen Jahres erschienen sie hier in 5 Bänden und werden vom leselustigen Publikum mit enthusiastischem Beifall verschlungen. Sie tragen das Gepräge echter Rationalität und dürfen in der Würdigung ihres Werthes kühn auf europäisches Interesse Anspruch machen. Bestuschew wird von dem gebildeten Theile seiner Landsleute als der erste Schöpfer des erzählenden Stils in der russischen Literatur angesehen, der seinen mutmaßlichen Nachfolgern die Bahn gebrochen hat. Für die bestgelungenen seiner Erzählungen hält man: Lieutenant Belosor, Ammalet-Bek (welche Erzählung allein einen ganzen Band füllt), die Parteigänger, die Prüfung, die Nacht auf dem Schiffe.

Als Autor der ersten russischen Volksmärchen, im Gewande des in dieser Beziehung in der deutschen Literatur klassische Celebrität errungenen Musäus, hat sich in diesen Tagen D. Dahl bewährt. Aus den Ostsee-Provinzen gebürtig, ward er, für den Marine-dienst bestimmt, im Seekadettencorps erzogen; er wählte jedoch später, schon als Seeoffizier dienend, aus eigener Neigung einen andern Lebensberuf. Er studirte in Dorpat Medizin und trat darauf als Arzt zur Landarmee. In letztem Verhältniß stehend, erschien im vergangenen Herbst sein erster Versuch der obengedachten Gattung unter dem Titel: Fünf Geschichten, erzählt vom Kosaken Juganski. Im Geiste echter Volkshumlichkeit geschrieben, fand man in den dargestellten Gegenständen Wahrheit, vielen sinnreichen Witz, aber auch beißende Satyre. Die Censur hat sie anfänglich durchgelassen, die Regierung fand es aber später für gut, sie ganz zu unterdrücken. Der Verfasser ließ sich jedoch durch diesen ersten mißlungenen Versuch nicht entmuthigen, die ihm von Dienstgeschäften übrig bleibende Muße auch künftighin literarischen Arbeiten dieser Gattung zu widmen. So erschien vor einigen Wochen sein zweiter Versuch: Wahre und unwahre Erzählungen des obengedachten Kosaken. Sie stehen den ersteren an Gehalt keinesweges nach, sind aber nicht wie jene von scharfzügenden Ausfällen gegen manche Gestaltungen unserer öffentlichen Lebensverhältnisse begleitet. Bei dem großen Talent, das der Verfasser verräth, darf man ihre Fortsetzung hoffen, und so wird der erste russische Volksmärchendichter bald andere zur Nachfolge reizen. (Die Fortsetzung folgt.)